

Teil I

Empirische und theoretische

Problembeschreibung: religiöse Bildung als Antwort auf das Problem der Entscheidung?

1. Einleitende Hinführung zu Motivation und Aufbau der Untersuchung

Warum bin ich religiös? Warum bin ich Atheistin? Warum lasse ich mich konfirmieren? Soll ich in Reli bleiben oder lieber in Ethik gehen – und warum? Wieso kann ich mich nicht entscheiden, ob es Gott gibt oder nicht?

In einer Gesellschaft, in der eine institutionell gerahmte Religiosität nicht mehr zu den herkömmlichen Selbstverständlichkeiten gehört, entstehen Freiräume für derartige Fragen. Es sind Fragen, die Begründungen einfordern für das eigene Denken und Handeln in Sachen Religion und Glaube. Wenn sie mit mehr oder weniger handfesten Argumenten beantwortet werden können, dann entstehen daraus Aussagen zur eigenen religiösen oder nicht-religiösen Identität, denen man den Charakter von Entscheidungen zusprechen kann. Das liegt daran, dass sich mit diesen Fragen implizit Optionen verbinden: Man kann religiös sein, aber ebenso gut agnostisch oder atheistisch oder einfach indifferent.¹ Man kann sich konfirmieren oder firmen lassen – oder nicht. Man hat die Wahl, ob man den Religions- oder Ethikunterricht besucht. Für jede religiöse oder nicht-religiöse Handlung und Haltung gibt es eine Alternative, die ebenso begründet werden könnte.

Kurz gesagt: Die prinzipielle Wahlmöglichkeit in der Multioptionsgesellschaft² taucht alles in das Licht der Kontingenzen.³ Das kann dazu motivieren, tragfähige eigene Antworten zu finden und zu formulieren. Es kann aber auch in einen grundsätzlichen Relativismus münden, der diese Mühe – ob ihrer Aussichtslosigkeit auf nicht mehr hinterfragbare Eindeutigkeit – scheut.⁴ Je nach persönlicher Relevanz kann man sich die Anstrengung der Antwortsuche auch einfach sparen: „Es lohnt sich nicht zu grübeln, ob es einen Gott gibt oder nicht, denn die Antwort

¹ Aus theologischer Perspektive thematisiert diese grundsätzliche Optionalität Barth 2013.

² Vgl. z. B. Gross 1994.

³ Vgl. z. B. Keupp 2012, 104f.

⁴ Vgl. z. B. EKD 2014a, 24.109.

weiß eh keiner.“⁵ Wenn Religion im Alltag einfach nicht wichtig ist, dann ist es auch nicht notwendig, sich tiefgreifende Gedanken dazu zu machen.

Das kann und sollte man aus religionspädagogischer Warte sicher kritisch sehen – nachvollziehbar ist es vielleicht doch, wenn man sich einmal einen abständigen Bereich der eigenen Lebenswelt vornimmt und dort die Probe aufs Exempel macht: Warum bin ich sportlich? Wieso gehe ich nicht zum Squash? Wähle ich Rhythmische Gymnastik oder Volleyball in der Schule? Offensichtlich werden die Antworten differenzierter, je stärker Menschen in den jeweiligen Bereich involviert sind, je stärker sie sich damit identifizieren. Kann man das auch in puncto Religion so stehen lassen, oder gibt es angesichts der damit verbundenen existentiellen Fragen nicht schlicht und einfach die Pflicht, sich gründlicher Gedanken zu machen und auf dieser Basis zu einer ‚gebildeten‘⁶ Entscheidung zu kommen?⁷

Mögliche pädagogische Begründungsansätze für Entscheidung als Ziel religiöser Bildung

Möchte man religionspädagogisch begründen, warum der Begriff der Entscheidung einen wichtigen Zielhorizont religiöser Bildung angibt, ließe sich beispielsweise auf eine starke Tradition des Terminus in der Dialektischen Theologie rekurrieren. Doch auf diese theologische Richtung allein kann sich die Religionspädagogik heute nicht mehr stützen. Angesichts einer zumindest in Deutschland gut etablierten Tradition der Konvergenz von Theologie und Pädagogik⁸ liegt es vielmehr nahe, sich auch auf mögliche pädagogische Gründe zu beziehen. Ausgehend vom Konzept der „Entwicklungsaufgaben“, könnte man beispielsweise darauf verweisen, dass bestimmte sozio-kulturell gegebene Anforderungen in eigenen Entwicklungsspannen „bewältigt“ werden sollten, um tiefergehende Konflikte und Problemlagen in späteren Phasen zu vermeiden.⁹ Für das Jugendalter identifiziert Göppel zum Beispiel die Bereiche „Identität“ und „Sinnfrage“ als zentrale Anforderungen¹⁰ – Gebiete, in denen Religion ohne Zweifel eine Rolle spielen kann. Klassisch steht hier Eriksons entwicklungspsychologisches Modell und insbesondere die Aufgabe der Identitätsfindung im Jugendalter Pate: Diese Phase umfasst nach Erikson auch den Bereich der „Ideologie“ (und damit auch Religion). Man kann sich der Kritik an Erikson anschließen und die Vorstellung einer fixen und mit dem Erwachsenenalter abzuschließenden Identitätsfindung – im Sinne

⁵ Zitat aus dem Porträt „Nenad“ in: Demont/Schenker 2009, 25.

⁶ In der Arbeit gilt folgende Regelung für den Umgang mit Anführungszeichen: Doppelte Anführungszeichen beziehen sich immer auf Zitate, einfache Anführungszeichen auf alle anderen Verwendungsmöglichkeiten, z. B. übertragene Bedeutungen.

⁷ In diese Richtung tendiert Meyer-Blanck 2014, v. a. 222f.

⁸ Klassisch in Nipkow 1975, 173–177.

⁹ Vgl. Havighurst 1956, Definition ebd. 215.

¹⁰ Vgl. Göppel 2005, 198–246.

einer mehr oder weniger endgültigen Entscheidung für eine weltanschauliche Position – angesichts postmoderner Gesellschaften ablehnen.¹¹ Wegen der daraus resultierenden Unübersichtlichkeiten fordert aber auch Keupp, Nestor der Patchworkmetapher für die spätmoderne Identitätskonstruktion, die Fähigkeit zum „Boundary Management“: die Kompetenz also, die eigenen Grenzen hinsichtlich einer Vielfalt von religiösen und weltanschaulichen Optionen aktiv auszuhandeln.¹² Das impliziert zumindest, gewisse positionelle Festlegungen und damit eben auch Entscheidungen zu treffen.

Es liegt auf der Hand, die Unterstützung in diesem Prozess als pädagogische Kernaufgabe zu betrachten – auch wenn lange nicht selbstverständlich ist, dass und wie diese Herausforderung im Rahmen des Religionsunterrichts an der öffentlichen Schule angegangen werden soll: Vielmehr scheint es so zu sein, dass der Begriff der Positionalität hier zum „Schibboleth“ zweier fachdidaktischer Ausrichtungen wird, die zunächst ganz pauschal und unter Vorbehalt mit den Begriffen religionskundlich versus konfessionell benannt werden.¹³ Beide Modelle unterscheiden sich nicht zuletzt in der Frage, inwiefern Positionalität eine Voraussetzung für religiöse Bildung darstellt. Ausgehend von dieser knapp skizzierten pädagogischen Aufgabe, insbesondere Jugendliche und junge Erwachsene bei ihrer religiösen Identitätssuche zu begleiten, ist nun die damit verbundene Problematik etwas näher zu umreißen.

Entscheidung und Positionierung im Kontext religiöser Privatisierung und Pluralisierung

Im Alltag begegnet der Begriff der Entscheidung im Zusammenhang mit Religion zum Beispiel dann, wenn dieser Bereich als privat ausgewiesen und ein öffentlicher Diskurs vermieden werden soll. Der mittlerweile häufig kolportierte Satz „Das muss jeder für sich selbst entscheiden“ steht symptomatisch für dieses Bestreben, wenn er als Antwort auf eine mögliche religiöse oder weltanschauliche Problemfrage gegeben wird. Im schulischen Alltag findet er sich denn auch manches Mal als Antwort auf geforderte Stellungnahmen, ohne dass die damit implizierte persönliche Entscheidung näher expliziert würde. Fällt der Satz in alltäglichen Diskussionen, kann er mit Zustimmung von allen Seiten rechnen und ist manchmal der Auslöser, zu einem neuen Thema überzugehen. Die private Entscheidungsfreiheit wird also als Schutzraum in Anspruch genommen. Was ich hier denke und wie ich hier handle, geht niemanden etwas an und ist nach außen hin nicht ausweispflichtig. Religion und Glaube sind davon besonders betroffen, weil sie in der modernen Gesellschaft per se als Privatangelegenheit gelten.¹⁴ Sie beziehen sich auf den Innenbereich des Menschen und damit ein empfindliches

¹¹ Vgl. z. B. Keupp 2012, 102f.

¹² Vgl. Keupp 2009, 48f. Ebenso Keupp 2012, 108.

¹³ Vgl. Schröder 2014, 163; aufschlussreiche Differenzierungen bietet Schambeck 2017, 42–44.

¹⁴ Das gilt als Gemeinplatz seit Luckmann 1991.

Terrain, das man nicht ohne Weiteres der Kritik aussetzen möchte. Vielleicht ist mit dem Satz „Das kann jeder für sich selbst entscheiden“ sogar eine Art gesellschaftliche Übereinkunft in Sachen Religion bezeichnet – der Common Sense, dass jede und jeder das Recht hat, über die eigene Religiosität öffentliches Stillschweigen zu bewahren.¹⁵

Das gilt insbesondere für Jugendliche und junge Erwachsene, die sich in diesen Fragen noch in der Entwicklung befinden und dementsprechend unsicher sein können. Von daher ist es auch verständlich, dass im Raum der öffentlichen Schule besondere Vorsicht angeraten ist, wenn es um Fragen der persönlichen Haltung oder Einstellung in Sachen Religion und Weltanschauung geht. Insbesondere in Ländern mit laizistischen Traditionen wird hier eine klare Trennlinie gezogen und jegliche Thematisierung solch religiös denotierter Sinnfragen im Unterricht abgelehnt oder mindestens mit äußerster Skepsis betrachtet.¹⁶ Die religiös-weltanschauliche Erziehung gehört dort in den Bereich der Familie: vor allem, weil Religion als mögliche Unruhestifterin im pluralen Kontext der Schule wahrgenommen wird.

Mit dem Stichwort der Pluralität ist ein weiterer zentraler Zusammenhang angesprochen, in dem die Frage von religiöser Entscheidung und Positionierung zu verorten ist. Angesichts des Neben- und Miteinanders verschiedenster religiös-weltanschaulicher Zugehörigkeiten und Haltungen birgt religiöse Positionalität oder gar Entschiedenheit möglichen Konfliktstoff – gerade im Bereich der öffentlichen Schule. Wie damit umgehen, wenn religiöse Statements öffentlich gemacht werden, die aus anderen Perspektiven keineswegs selbstverständlich sind und die eigene Haltung gar kritisieren? Weil religiöse Bildung oftmals gerade damit begründet wird, zu religiöser Toleranz und weltanschaulichem Miteinander beizutragen, stellt sich insbesondere für die mit dem Stichwort konfessionell beziehungsweise bekenntnisorientiert verbundene Religionspädagogik die Frage, wie sie diese Ziele in einem religiös homogenen Setting – der nach Konfession separierten Lerngruppe – erreichen kann.¹⁷ Anders formuliert: *Wenn religiöse Pluralität den nicht hintergehbaren Horizont der Gesellschaft darstellt, wie lassen sich dann Modelle des Religionsunterrichts rechtfertigen, die auf die Bildung konfessioneller Identitäten bezogen sind?* Wendet man diese normativ-gesellschaftsbezogene Problemanzeige empirisch, dann kommen auch die sozialen und individuellen Voraussetzungen für die religiöse Identitätsbildung in den Blick und die Frage stellt sich noch grundsätzlicher: *Hat die Absicht der religiösen Identitätsbildung im Rückgriff auf bestimmte konfessionelle Traditionen überhaupt noch eine Aussicht auf Erfolg, wenn die dafür notwendige religiöse Sozialisation sich als immer stärker rückläufig erweist?* Diese und

¹⁵ Gert Pickel bringt das mit dem Phänomen der „säkularen Schweigespirale“ in Verbindung. Vgl. Pickel 2016, v. a. 82f.

¹⁶ Vgl. z. B. Frank/Bleisch 2017, v. a. 76.

¹⁷ Die deutsche Religionspädagogik verfügt hierzu über tragfähige Konzepte – vgl. z. B. unten, 78–92 (Kap. 3). Es geht mir an dieser Stelle nur um die diesbezügliche Frage.

ähnliche Problemanzeigen stehen im Hintergrund einer kürzlich verstärkt wahrnehmbaren Thematisierung des Problems der Entscheidung beziehungsweise Positionierung im wissenschaftlich-religionspädagogischen Diskurs.

Religionspädagogische Publikationen und Projekte als Indikatoren für einen aktuellen Thematisierungsbedarf

Die breite religionspädagogische Rezeption, die die von Rudolf Englert initiierte Studie „Innenansichten des Religionsunterrichts“ hervorgerufen hat, lässt sich vermutlich auch dadurch erklären, dass dort der Aspekt *fehlender* Positionalität seitens der Religionslehrerinnen und -lehrer besonders herausgestellt wird.¹⁸ Sprechend für die damit nicht zuletzt im katholischen Bereich losgetretene Diskussion ist die 2017 vom Deutschen Katechetenverein durchgeführte und dokumentierte Tagung „Welche Positionierung braucht religiöse Bildung?“¹⁹. Dass es sich hierbei nicht nur um eine spezifisch deutsche, sondern auch um eine europäisch interessante Problemstellung handelt, zeigt der kürzlich von Hans-Günter Heimbrock herausgegebene Band „Taking Position. Empirical studies and theoretical reflections on Religious Education and worldview“.²⁰ Einen Schwerpunkt bildet auch hier die Frage nach dem Zusammenhang von religiös-weltanschaulichen Überzeugungen und professionellem Handeln von Religionslehrkräften.

Ausgehend von der aktuellen Diskussion um die Alternativmodelle zum ‚klassischen‘ konfessionellen Religionsunterricht,²¹ rückt schließlich die Frage nach der Bedeutung von Konfessionalität ins Zentrum der Aufmerksamkeit und wird nun auch im Blick auf die Ebene der Schülerinnen und Schüler ausbuchstabiert: Insbesondere der Vorschlag, den Begriff des Konfessorischen im Gegenüber zur Konfessionalität stärker zu profilieren, weist die Richtung auf, in der die Frage von Positionierung und Entscheidung derzeit diskutiert wird: Es soll auch in „*konfessionell heterogenen Lerngruppen*“ nicht um die Bildung konfessioneller Identitäten, sondern um „das globale Lernziel religiöser und konfessorischer Kompetenz“ gehen.²² Damit ist auch eine bestimmte Strukturierung des Unterrichtsgegenstandes vonnöten, der der vielperspektivischen Ausgangssituation entsprechen muss,²³ um didaktisch gestaltete Positionierungsprozesse bei den Schülerinnen

¹⁸ Vgl. Englert/Hennecke/Kämmerling 2014, z. B. 110–117.

¹⁹ Verborg 2017.

²⁰ Vgl. Heimbrock 2017.

²¹ Vgl. z. B. Lindner/Schambeck/Simojoki et al. 2017.

²² Woppowa 2017, 175.177.187 [Kursivierung ebd.]. Woppowa stellt ebd. 187 heraus, dass nicht „das Bekenntnis selbst“ anzuvisieren sei, sondern „die verstehende Befähigung zum Bekenntnis“. Ähnlich Meyer-Blanck 2014, 222, der ebd. den Begriff des Konfessorischen als Teil einer „transkonfessionellen Didaktik“ mit dem der Entscheidung verbindet.

²³ So Woppowa 2017, z. B. 181f.

und Schülern auslösen und die argumentative Kompetenz zur religiösen Positionierung fördern zu können.²⁴

Es wird deutlich: Die Frage der religiösen Positionierung und damit indirekt auch der religiösen Entscheidung gewinnt jüngst verstärkt an Aufmerksamkeit. Allerdings wird diese Frage vorrangig in Sammelbänden beziehungsweise in Aufsatzform diskutiert, ohne dass bereits umfassendere und systematische Klärungen vorgenommen wären.

Die aktuelle Thematisierung religiöser Positionalität als Indikator für religiöse Verunsicherung?

Betrachtet man all diese Projekte als Indikator für einen aktuellen Thematisierungsbedarf, dann lässt sich daraus auf eine generelle Unsicherheit schließen, die Fragen der religiös-weltanschaulichen Positionalität und, damit verbunden, Identität, anbelangt. Man könnte diese Unsicherheit auf die Gefahr möglicher „Überwältigung“ im Religionsunterricht beziehen: Verhandelt wird sie dann meist so, als käme es vor allem darauf an, die eigene, klar konturierte religiöse Position als Religionslehrkraft professionell zu handhaben – in dem Sinne, dass sie möglichst nur anregende, nicht aber indoktrinierende Funktion besitzt. Oder anders herum: Es gehe eben darum, den Schülerinnen und Schülern durch die Auseinandersetzung mit religiösen Fragen zum Bewusstsein der eigenen Position zu verhelfen. In beiden Fällen liegt der Schwerpunkt der Problematisierung auf der Frage des konstruktiven Dialogs dieser Positionen.

Überlegenswert scheint mir aber auch der Gedanke, dass sich hinter diesem Thematisierungsbedarf noch eine weitere Dimension verbirgt, die gelegentlich angedeutet, aber selten explizit ausgesprochen wird: Was nämlich, wenn Lehrkräfte sich ihrer eigenen Position in Sachen Religion gar nicht so sicher sind? Was, wenn sich religiöse Identitäten eben nicht nur bei Schülerinnen und Schülern, sondern auch bei Lehrpersonen als „fluide und fragil“²⁵ erweisen sollten, als unsicher, kontextabhängig und daher widersprüchlich? Immerhin ist mit dem Satz „Das muss jeder für sich selbst entscheiden“ auch diese Option gegeben: die Möglichkeit, die jeweiligen Fragen einfach offen zu lassen. Eine mögliche öffentliche

²⁴ Vgl. Käbisch/Philipp 2017. Der Beitrag rekurriert auf ein interdisziplinäres Projekt der Universitäten Frankfurt und Gießen zur religiösen Positionierung in jüdischen, christlichen und islamischen Kontexten. Der Arbeitstitel des religionspädagogischen Projektbeitrags lautet: „Religiöse Positionierung im Ethik- und evangelischen, katholischen und islamischen Religionsunterricht“. Interessant in Bezug auf die hier vorliegende Fragestellung ist v. a. das Ziel, den Zusammenhang von religiöser Positionalität, Perspektivität und Identität näher zu ergründen. Vgl. auch die Beschreibung unter <https://relpos.de/forschungsschwerpunkte/teilprojekt-religionspaedagogik/> (Lesedatum: 21.03.2020).

²⁵ Pirker 2013.

Thematisierung brächte dann den unangenehmen Effekt, sich dieser Unsicherheit, dieser Sprachlosigkeit, diesem Nichtwissen ausgesetzt zu sehen. Sich bewusst zu werden, dass vielleicht gar kein fester Grund vorhanden ist, wo man sich einen solchen eigentlich denken möchte. Gerade diese letzten Überlegungen besitzen zweifellos spekulativen Charakter – sie dienen an dieser Stelle daher lediglich dazu, das Problemfeld zu umreißen, das sich mit den Begriffen der religiösen Positionierung beziehungsweise der religiösen Entscheidung verbindet und das in dieser Arbeit einer tiefergehenden Klärung unterzogen werden soll.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das mit dem Begriff der religiösen Positionierung Gemeinte zwar en vogue, aber keineswegs geklärt ist, auch wenn die diesbezügliche Forschung derzeit intensiviert wird.²⁶ Insbesondere fehlt es an grundlegenden Auseinandersetzungen, die das angezeigte Phänomen beziehungsweise den Problembereich sowohl empirisch als auch theoretisch untersuchen und auch auf deren Voraussetzungen rekurren. Gerade weil der Begriff der Positionierung so eingängig ist, wird er selten ausbuchstabiert, sondern zumeist einfach vorausgesetzt. Worum aber geht es genau, wenn von religiöser Positionierung oder religiöser Entscheidung die Rede ist? Lässt sich das damit gemeinte Phänomen empirisch näher bestimmen? Welche Voraussetzungen müssen gegeben sein, damit so etwas wie religiöse Positionierung oder Entscheidung zustande kommt? Und wie ist damit religionspädagogisch reflektiert umzugehen – gerade angesichts der oben skizzierten Fragen an das ‚klassische‘ Modell des konfessionsbezogenen Unterrichts?

Zur Begrifflichkeit und ihren Implikationen

Bevor genauer angezeigt wird, auf welche Art und Weise die vorliegende Arbeit hier Klärungen bieten will, muss die in Frage stehende Begrifflichkeit näher expliziert werden. Bislang wurden Entscheidung und Positionierung undifferenziert nebeneinandergestellt. Und in der Tat scheint eine Unterscheidung eher gradueller Natur zu sein: Entscheidung meint die Wahl zwischen Optionen und impliziert damit immer auch die Nicht-Wahl von Alternativen. Entscheidung in diesem

²⁶ Das Forschungsinteresse des Münsteraner SFB „Kulturen des Entscheidens“ wird durch einen vorab definierten Entscheidungsbegriff angezeigt. Vgl. dazu die Definition von Pfister/Drews/Wagner-Egelhaaf 2018, 9: „... explizite, den Beteiligten bewusste Selektion einer Option aus mehreren Alternativen“. Die Autoren nennen drei Herausforderungen in der Praxis des Entscheidens: a) die Erzeugung und Bewertung von Optionen; b) der Akt der Wahl; c) die Legitimation durch ein retrospektiv erzeugtes Entscheidungsnarrativ (ebd. 10f). Die verschiedenen Beiträge werden auf diesen vorab gesetzten Begriff bezogen. Eben diese Art des Vorgehens empfiehlt sich bei der vorliegenden Fragestellung nicht, denn hier steht die Adäquatheit des Entscheidungsbegriffs ja gerade in Frage. Er muss daher zunächst durch Analyse seines Gebrauchs herausgearbeitet werden. Die Forschungsarbeiten des Sammelbandes beziehen sich auch nicht von ungefähr auf die Konversion, wenn es um das Feld des persönlichen Glaubens geht. Eine solche Eingrenzung würde dem breiten Adressatenkreis religiöser Bildung, der hier im Fokus steht, aber nicht gerecht.

Sinne ist daher immer eindeutig und vollzieht sich in der punktuellen Wahlhandlung zwischen Optionen, die etwas Unwiederbringliches mit sich führt. Entscheidung, so lässt sich vielleicht summieren, ist im Vergleich zu Positionierung der radikalere Begriff, weil implizit oder explizit ein Entweder-Oder mitschwingt. Positionierung hingegen ist eine räumlich ausgerichtete Metapher, die sich auf Lokalisierung angesichts eines umrahmten Kontexts bezieht. Sie ist weniger stark mit einer aktiven Handlung verbunden, sondern kann auch auf eine Vorfindlichkeit rekurrieren, insofern es unmöglich ist, keine Position in einer Umgebung einzunehmen. Zwar gibt es nicht unendlich viele Positionen, aber zunächst einmal steht doch der ganze Raum zur Verfügung: Positionierung ist also offener als Entscheidung und überdies grundsätzlich relativ angelegt: Immer geht es um Beziehungen zu anderen Positionen oder zu einem Umfeld. Entscheidung erscheint demgegenüber individualistischer.

Nichtsdestotrotz zielen beide Begriffe darauf ab, angesichts eines religiösen Impulses die Identitätsfrage zu stellen und zu beantworten. Dass der Begriff der Positionierung im aktuellen Diskurs größere Popularität besitzt, hängt vermutlich mit seiner Relationalität und Offenheit zusammen. Im Übrigen erweist sich der Terminus der Entscheidung im religiösen Kontext auch als vorbelastet, weil er im charismatisch-freikirchlichen Milieu zu einem Topos geworden ist. Daneben entspricht er religiösen Wahrheitsansprüchen, die strukturell auf die Unterscheidung zwischen wahr und falsch setzen. Theologisch bildet sich das vor allem in der Tradition der Dialektischen Theologie ab, für die Entscheidung als Beschreibung der Offenbarungserfahrung hohe Bedeutung gewonnen hat. Andererseits kommt der Begriff der Entscheidung – und hier liegen durchaus widersprüchliche Entwicklungslinien verborgen – dem modernen Bedürfnis nach Autonomie entgegen, weshalb zum Beispiel religionssoziologische Entwürfe (Peter L. Berger, Niklas Luhmann) mit ihm arbeiten.²⁷ Im Begriff der Entscheidung bündeln sich also komplexe Bedeutungstraditionen, die geeignet erscheinen, den damit verbundenen Phänomenen auf die Spur zu kommen.

Vorgehen und Aufbau der Untersuchung

Angesichts der eben skizzierten Komplexität konzentriert sich die Auseinandersetzung im ersten Teil dieser Arbeit vor allem auf den Entscheidungsbegriff, ohne dabei an der sprachlichen Ausdrucksgestalt zu hängen: Zunächst wird in einer Analyse einschlägiger empirischer und theoretischer Forschungen herausgearbeitet, wie unterschiedlich die Folgen gesellschaftlicher De-Institutionalisierung aus Sicht der Religionssoziologie interpretiert werden. Im Ergebnis steht die Beobachtung, dass Entscheidung auf der *kommunikativen* Ebene zwar als adäquate Aneignungsform von Religion gilt, dass sich die damit implizierte Eindeutigkeit auf *inhaltlicher* Ebene aber gerade *nicht* zeigt. Vielmehr scheint das religiöse Feld

²⁷ Vgl. unten, 24–54 (Kap. 2.1).

sich derzeit besonders durch seine Uneindeutigkeit und Offenheit auszuzeichnen, die sich der Festlegung entzieht. Der Anspruch auf Entscheidung in Sachen Religion verbindet sich daher oftmals mit der Freiheit zur Nicht-Entscheidung und einer dazu passenden Positionierung im Grenzbereich zwischen Religion und Nicht-Religion.

An diese Bestimmung von Entscheidung als Grenzphänomen schließt dann auch die Untersuchung zu verschiedenen Identitätskonzepten aus psychologischer Perspektive an. Insbesondere die mit Erikson und Marcia verbundene Vorstellung von entscheidungsbasierten Commitments zu religiös-weltanschaulichen Vorstellungen im jungen Erwachsenenalter liefert hierfür die Grundlage. Auch hier zeigt sich – festgemacht an Keupps Patchworkmetapher – eine zunehmende Tendenz zur Uneindeutigkeit, die sich dem Entscheidungsbegriff eigentlich widersetzt. Andererseits erhöhen diese Uneindeutigkeiten die Anforderungen an das Subjekt, das für die Konstruktion von Sinn selbst verantwortlich zeichnen muss, ohne sich dafür auf ausgetretene Pfade begeben zu können. Im Gegenteil: Gerade die etablierten religiösen Traditionen werden mittlerweile lieber aus der Außen- oder Randperspektive bespielt. Wie aber, so lautet abschließend die Problemanzeige, kann man religiös bilden, wenn der Binnenraum religiöser Traditionen immer schwieriger zu betreten ist?

Eine exemplarische Analyse einschlägiger religionspädagogischer Konzepte im Hinblick auf die Frage der religiösen Entscheidung macht schließlich vor allem deutlich, dass diese Figur einen wichtigen Zielbegriff im Kontext des Pluralisierungsparadigmas darstellt und außerdem mit grundlegenden Vorstellungen des religiösen Bildungsgeschehens verknüpft ist. Religiöse Bildung zielt in Deutschland – zumindest im Rahmen des ‚klassischen‘ konfessionsbezogenen Modells – auf religiöse Entscheidungskompetenz. Konsens besteht auch darüber, dass diese Entscheidungskompetenz durch Konfrontation mit unterschiedlichen religiös-weltanschaulichen Geltungsansprüchen ausgebildet werden soll. Wie dies im Einzelnen vorzustellen ist, wie also religiöse Entscheidung oder Positionierung unterrichtspraktisch angeregt oder vollzogen werden könnten, darüber gibt es zwar einige theoretische, aber empirisch nicht weiter unterlegte Annahmen – insbesondere nicht solche, die die Sicht der Subjekte einbeziehen. Im Ganzen, so das Ergebnis des ersten Teils, muss die bisher gültige Vorstellung religiöser Identitätsbildung, die sich mit dem auf Eindeutigkeit zielenden Entscheidungsbegriff verbindet, ‚verflüssigt‘ werden.

An diesem Problempunkt setzt der zweite, empirische Teil der Arbeit an: Hier wird auf der Grundlage von 14 Interviews mit jungen Erwachsenen im Alter zwischen 18 und 26 Jahren herausgearbeitet, wie religiöse Positionierungen autobiographisch erinnert werden. Das geschieht mit Hilfe der Grounded-Theory-Methodologie und mündet in einen empirisch gegründeten Theorieansatz rund um die Kernkategorie der VERDICHTUNG²⁸. Mit diesem Konzept ist eine wesentliche

²⁸ Die Schreibweise in Kapitälchen ist Teil der Analyse. Sie zeigt an, dass es sich hierbei um ein Konzept handelt. Vgl. unten, 136 (Kap. 5).

Voraussetzung religiöser Positionierung bezeichnet – die Erfahrung einer Verwicklung, eines Nahe-Kommens von Religion in bestimmten biographischen Situationen. Diese dienen dann als Bezugspunkt, um die eigene religiöse Position – und damit die Frage der religiösen Identität – näher zu erläutern.

Die Darstellung der empirischen Analyse-Ergebnisse gliedert sich in zwei Teile: Zunächst werden die einzelnen Kategorien aus dem Interviewmaterial anhand exemplarischer Belegstellen entwickelt. In einem zweiten Teil geht es darum, die Relationen zwischen den Kategorien durch zusammenhängende Fallschilderungen zu plausibilisieren. Religionspädagogisch laufen die Ergebnisse am Ende dieses zweiten Teils darauf hinaus, die Gestaltung von möglichst vielfältigen VERDICHUNGSRÄUMEN als Voraussetzung für jugendliche Identitätskonstruktionen zu begreifen. Dabei tritt insbesondere die Frage der Grenzziehung und der Grenzzonen von Religion in den Blick. Der Fokus der religionspädagogischen Aufmerksamkeit – so die Folgerung – muss also auf diesen VERDICHUNGSKONTEXTEN und damit auf den Voraussetzungen religiöser Positionierung liegen, statt sich auf das ‚Endprodukt‘ der Entscheidung zu konzentrieren.

Im dritten Teil der Arbeit dient die empirisch gewonnene Theorie der VERDICHUNG als kritische Folie zur Relecture der im ersten Teil herausgearbeiteten religionspädagogischen Zielvorstellungen zur religiösen Entscheidung. Dadurch wird der in der deutschen Religionspädagogik verbreitete Gedanke der existentiellen Auseinandersetzung als Grundlage religiöser Positionierung einerseits gestützt, andererseits ergeben sich daraus Impulse zur weiteren Differenzierung, insbesondere angesichts der im religionssoziologischen und -psychologischen Kapitel dargestellten Tendenz zur religiösen Uneindeutigkeit. Prägnant gesagt: Um das mögliche ‚Eigene‘ in Sachen Religion überhaupt ausmachen zu können, müssen differenzierte Möglichkeiten von VERDICHUNG und Reflexion von Seiten der Religionspädagogik zur Verfügung gestellt werden.

Nachdem die Theorie der VERDICHUNG auf diese Weise auf ihre Tauglichkeit als kritisches Korrektiv für die Ebene des Bildungsdiskurses getestet wurde, wird sie im zweiten Kapitel des letzten Teils auf gängige religionsdidaktische Konzepte angewandt, um herauszuarbeiten, wie religiöse Positionierungen in der näheren Vergangenheit und Gegenwart religionsdidaktisch initiiert werden sollten beziehungsweise sollen. Dabei lässt sich zeigen, dass und wie die als gemeinsam gedachte Bezugsreligion des Religionsunterrichts als Horizont der Positionierung angelegt wird. Angesichts dieser integrativen Tendenz, die zumindest bei den ‚klassischen‘ religionsdidaktischen Konzeptionen ausgemacht werden kann, stellt sich die Aufgabe einer stärkeren Differenzierung von möglichen Positionierungsräumen, die weniger auf Integration, sondern stärker auf Selbstreflexion der vorfindlichen Positionalität und ihrer verschiedenen Orientierungen setzt. Daher plädiere ich abschließend dafür, eine religionspädagogisch modifizierte Variante des religionstheologisch diskutierten Begriffs der „reflektierten Positionalität“